

Der Lyrik-Pinner

Für diejenigen, für die Lyrik nicht lediglich ein biologisches Problem ist, sind die neuen literarischen Fliegenden Blätter, Luchterhands *Loseblatt-Lyrik*, eine empfehlenswerte Novität. Es sind sie, die es mit den Herausgebern Elisabeth Borchers, Günter Grass und Klaus Roehler halten:

Wenn immer die Aktien fallen, steht Lyrik hoch im Kurs. Plötzlich, nachdem wir während Jahren auf festverzinsliche Papiere gebaut hatten und nun der Verlust vor dem Komma steht, plötzlich bemerken wir, dass unsere Ladenhüter, lange und kurze Gedichte, Zinseszins tragen. Lasst uns Lyrik auf der Börse handeln, und Mannesmann wird zittern, wenn siebenstrophig und endgereimt, pausenversessen und nesterbeschmutzend, wenn fünffüssig Wörter heckend der Stanze unehelich Kind, Lieder oder Hymne, wenn das Gedicht sein Kapital erhöht und sich zur wahren Volksaktie auswächst.

Sowas hörte man schon lange nicht. Und es hört sich an, als liesse sich das hören, wenigstens bei sensibilisierten Gymnasiasten, Germanisten, Jungintellektuellen der geisteswissenschaftlichen Richtung, bei allen, die – um mit Viktor von Scheffel immer noch zu sprechen – ihren Hausbedarf an Liedern selber decken. Das sind die Leute, die „recht so“ sagen, wenn sie weiterlesen:

Gedichte zum An-die-Wand-Pinnen, Gedichte zum Tauschen, Sammeln, Verschenken.

Ich sehe sie kommen und lesen: junge Leute, mit der selbstgemachten Anti-Vietnam-Lyrik, die sie nicht so schnell loswurden, wie sie hofften, mit den schönsten Publikumsbeschimpfungen unterm Arm, die nicht ganz so glückten wie die von Peter Handke, die Unwilligen also, aber auch die Willigen, mit mehr Gefühl für die Dinge, die zu häufig ausgesprochen wurden, ohne Napalm, aber mit Fernsicht auf das Gelände konkreter Lyrik. Bei letzteren wird es sich wahrscheinlich schon herumgesprochen haben, dass die *Loseblatt-Lyrik* mit einem zwischen Helms und Jandl abgestecktem Gebiet nicht aufwarten wird.

Denn hier will man wieder etwas zwischen die Hände und unter die Füße bekommen. Man will – könnte ich mir denken – eher die Festehand- als die Leichtehand-Lyrik und wird den Konstellateuren ihre „Konstellationen“ und „Artikulationen“ und „Kombinationen“ überlassen. Genug davon! Die Poesie soll kernfest und auf die Dauer, wenn auch nicht im Sinne des Mathias Claudius werden. Und zunächst einmal: man sammle sie, man tausche sie, verschenke sie. Die Kontaktschwachen können sie an ihre vier oder acht Wände pinnen und ihre Augenweide haben, denn es gibt sehr viel graphische und typographische Augenweide bei jedem Blatt. Die Augenweide ist manchmal noch bedeutender als der Autor, der sich auf solchem Blatt zu Worte meldet. Das wird sich bessern, denn wir sind erst bei der zweiten *Loseblatt-Folge*. Bleiben wir als erstes bei den Schwierigen unter den Beziehern, den Einsamen mit dem Pinn-Bedürfnis. Sie nehmen sich den Enzensberger oder den Herburger oder den Bobrowski oder den Kunert oder den Eich oder den Fuchs, der Gänse stehlen könnte, wenn er nicht so herrliche, so zarte Schalksohr-Verse schriebe, oder den Biermann samt seiner Oma Meume in Hamburg, die als Baby infolge unglücklicher Familienumstände beinahe mit dem arglistig von einem nächsten Angehörigen auf dem Küchenschrank (wo er am höchsten ist) vergessenen Federbettchen zu Tode gestürzt wäre.

Bleiben wir bei unserem Lyrik-Pinner, dem es Luchterhands *Loseblatt* möglich macht. Er ist zu beneiden. Die poetische Volksaktie in Händen, kann er es zu vielem bringen, was nicht vorherzusehen war. Das Kapital an Anregungen sieht man förmlich wachsen. Da schmeckt der „März“ (nach Günter Grass) wie „Strammer Max“, grossartig bekömmlich. Enzensberger bietet ihm endlich die richtige „Soziale Marktwirtschaft“, Bobrowski tut es nicht unter „Nowgorod“ einschliesslich Ankunft der Heiligen. Unheiliger, aber intimer kann er mit erwähnter Oma Meume leben, an die sich Wolf Biermann acht Strophen lang angemessen erinnert

und die immer noch lebt und bei der man futtern wie bei Muttern kann, Schmalzbrot erster Klasse, Muckefuck aus blauer Tasse. Wie es sich für eine richtige Moritat gehört, bekommt man dazu die Noten geliefert. Günter Eich lässt Gaus noch einmal weinen, „weil es in den Primzahlen kein Gesetz gibt“. Er findet natürlicherweise überall Primzahlen zum Weinen. Er drückt sich – finde ich – vorsichtig aus.

Unser Rixdorfer Günter Bruno Fuchs schreibt einen „Brief des Vaters an den klugen Briefkasten“, in dem es – wie zu hoffen war – wunderbar und wunderlich zugeht und in dem man erfährt, was einem Sohn, der eigentlich Kälte-Ingenieur werden sollte, alles zustossen kann. Fuchs macht daraus ein kleines, übermütiges Lyrikfest, listig wie es nur solchem Meister Reinecke in die Feder fließen kann. – Lange und kurze Gedichte? Einerlei. Hauptsache: es sind Gedichte, die sich sehen lassen können. Sie können es -- nicht nur an der Wand. Sie können sich lesen lassen. Das nenne ich Werbung für eine seltsame Sache, die hier zur vertrauten Sache wird. Vertrauen gegen Vertrauen. Man wird Zinseszins ernten ohne alles Je-länger-je-lieber oder Je-kürzer-je-besser. Der Ladenhüter wird zum Springinsfeld oder zu noch Keckerem.

Karl Krolow, Die Tat, 28.1.1967